

Aviso

Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

THEMA

Streit in der Wissenschaft

Vom Elend der akademischen Konfliktaustragung

Im südostwestfälischen Paderborn blüht eine seltene Pflanze: die wissenschaftliche Streitkultur. Gemeint ist hier nicht die Fehde zwischen Drewermann und Degenhardt, die wohl eher in der Tradition klerikaler Ketzerprozesse steht, sondern die Zeitschrift "Ethik und Sozialwissenschaften", deren Untertitel vielversprechend "Streitforum für Erwägungskultur" heißt. Was darin auch immer erwogen wird, wird unverzüglich mit kritischen Voten diverser Kontrahenten versehen, und dieses Spießrutenlaufen scheint derart gefragt zu sein, daß die Redaktion den Andrang kaum bewältigen kann. Macht er Schule, dann dürfte das Blatt ausgesorgt haben, denn strittige Themen und kontroverse Standpunkte gibt es bekanntlich im Überfluß.

Ob allerdings die erste Euphorie und das magnetische Motto "Dabei-sein ist alles" ausreichen, um eine

dauerhafte wissenschaftliche Streitkultur zu begründen, ist abzuwarten, denn nach wie vor tun sich viele Zunftbrüder (Schwestern sind ja selten) schwer mit expliziten Zweifeln an ihrer Genialität, werfen Herausforderern Inkompetenz, Profilneurosen oder akademische Nestbeschmutzung vor oder meiden sie. Streitbare Wissenschaftler machen sich unbeliebt (was der Göttinger "Sudelbücher"-Autor Lichtenberg schon vor 200 Jahren vermerkte), und das dürfte auch ein Grund dafür sein, daß Poppers Falsifikationspostulat zwar gern beschworen, aber nur selten befolgt wird, obwohl es doch systematischen Erkenntnisfortschritt verspricht.

Georg Simmel zählt wissenschaftlichen Streit zum Typ der Konkurrenz, weil sich die "Kampfpreise" (Erkenntnisse, Reputation etc.) nicht fest in der Hand von Gegnern befinden und weil entsprechende Gewinne idealiter allen Mitstreitern zugute kommen, also auch den jeweils Unterlegenen. Doch statt zu applaudieren, verzetteln sich diese allenfalls in Nachhutgefechten, oder sie verschanzen sich verdrossen in ihren Reservaten, so daß sich der Zuschauer fragen muß, worum es eigentlich geht: um Wahrheitsfindung oder um persönliche Eitelkeiten privilegierter Leute? Er überschätzt allerdings den Ordnungsgrad dieser Elite, deren interne Probleme nur selten so bekannt werden wie im Positivismusstreit.

Ist eine solche Jahrhundertkontroverse halbwegs beigelegt, kehrt nämlich keineswegs der große Burgfrieden ein, sondern es triumphieren wieder die Ärgernisse des Alltags: wer

EDITORIAL

Kultur ist, so sagte jüngst ein Kollege während einer Podiumsdiskussion, wie wir miteinander umgehen. Wie gehen Kommunikationswissenschaftler miteinander um? In dieser Ausgabe sind einige markante Bemerkungen über Probleme, Paradoxien und Pathologien unserer "Streitkultur" zu finden.

Streit ist unter Wissenschaftlern notwendig. Theorien, Methoden, Resultate - sie müssen sich permanent im Fegefeuer der Argumente bewähren. Kritik ist das Lebenselixier der Wissenschaft.

AVISIERT

Aber auch über den Stil der Auseinandersetzung lohnt sich nachzudenken. Fünfzehn Mitglieder der DGPK haben wir um ein kurzes Statement zu diesem Thema gebeten. Leider waren nur vier zu einer Stellungnahme bereit. Sagt nicht auch dies etwas aus über die "Kommunikationskultur" in unserem Fach?

Als hervorragende Kommunikationsgelegenheiten haben sich die Jahrestagungen bewährt. Die nächste findet vom 27. bis 29. Mai in Fribourg statt. Das Thema lautet "Medienlust und Mediennutz: Unterhaltung als öffentliche Kommunikation". Nähere Informationen dazu in der nächsten Ausgabe. Übrigens: AVISO möchte die Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Kommunikations- und Rezensionkultur fortsetzen. Weitere Stellungnahmen sind sehr erwünscht.

Walter Hömberg

INHALT

Thema	1
Neue Bücher	5
Nachruf	6
Forschung	7
Namen&Nachrichten	8
Selbstportrait	9
Tagungen	10
Arbeitsgruppen	12
Institute	13
Ausland	15

wo welche Kompetenzen reklamiert und Ressourcen ergattert, welche Projekte wessen Interessen dienen und manches mehr. Statt um Theorien und Methoden wird ums Eingemachte gezankt, allerdings vorzugsweise hinter den Kulissen; denn im Zeitalter der Postmoderne hat man offiziell keine Gegner mehr, sondern höchstens Mitbewerber um die Pfründe lukrativer Förderer. Weil "anything goes", ist öffentlich gepflegtes Plaudern angesagt: Jeder hat selbstverständlich seine Wahrheit, Verkaufsargumente entlasten von Überzeugungsarbeit, und das Publikum blättert (frei "nach Feyeraabend") beglückt in den Ideenkatalogen akademischer Supermärkte.

Feinde sind zwar nicht mehr salonfähig, doch hat man sie, zumindest imaginär. Wissenschaftler neigen nämlich nicht selten zu hypertrophen Selbstbildern und reagieren empfindlich auf deren Verletzung. Wenn jemand die Qualität ihrer Verfahren und Befunde anzweifelt, also lediglich "irrtumreduzierende" Kommunikation anstrebt, fällt ihnen die Neutralisierung von Affekten schwer. Mag der Kritiker noch so sehr beteuern, daß es ihm einzig darum geht, fruchtbare heuristische Anstrengungen zu provozieren - den Kritisierten wurmt's, und er sucht sein Heil oft lieber in Strategien der Selbstimmunisierung oder der Moralisierung des anderen als in einer rationalen Revison eigener Geltungsansprüche.

Sicherheit vor Besserwissern

Besonders bewährt sind Techniken der Nachrichtenabwehr, die das gesamte Spektrum ignoranter und diskriminanter Verhaltensweisen umfassen können. Gute Kollegen stellen deshalb einander erst gar nicht an den Pranger, sondern "putieren" und "kutieren" (möglichst ohne störendes "dis") in behaglichen Colloquien und Arbeitskreisen, wo man höflich "hinterfragt" und wohlmeinend "versteh". Am liebsten wandeln sie jedoch in eigenen Seminaren, um sich selbstgezogener Gewächse zu erfreuen,

denn dort sind sie vor Besserwissern einigermaßen sicher.

Kommunikationswissenschaftler bilden hier keine Ausnahme, obwohl gerade sie wissen müßten, daß Streit die sozialverträglichste Form der Konfliktaustragung ist. Allerdings setzt er Dialogfähigkeit voraus, und daran hapert es offenbar ausgerechnet unter jenen, die dazu berufen wurden, anderen Kommunikation zu erklären. Das behauptet jedenfalls ein durchaus besorgter Fachkollege, der dem "real existierenden KWler" außerdem permanente Zeitnot, einen kryptischen Schreibstil, mangelnde Toleranz und Kumpanei-Strategien vorwirft, also lauter Eigen- und Unarten, die Streit eher verhindern; denn der erfordert Aufmerksamkeit (also Zeit), Verständlichkeit, Offenheit und Bereitschaft zur Konfliktregelung.

Da Konflikte sich mit abnehmender Distanz zu verschärfen pflegen, hat Dialogunfähigkeit besonders arge Folgen für die Brutstätten wissenschaftlicher Produktion. So manches Institut krankt daran, daß die Dauerspannung zwischen externen Reputations- und internen Kooperationsanforderungen nicht solidarische, sondern neurotische Verhaltensweisen fördert. Ihr Zwangscharakter belastet den Betrieb um so mehr, je weniger Mitglieder in der Lage sind, Antagonismen und Animositäten zu ertragen oder einander aus dem Weg zu gehen.

Derart gestörte Beziehungen absorbieren viel Energie und paralysieren den akademischen Diskurs. Daher ist es eigentlich erstaunlich, daß dennoch mit schöner Regelmäßigkeit frische Paradigmen aus der Taufe gehoben werden, die womöglich Wissenschaftsgeschichte machen. Dann plötzlich geraten die Fronten in Bewegung: Einige springen beherzt auf den Triebwagen, andere reservieren sich vorsichtig ein hinteres Abteil (inklusive Rückfahrkarte), und Dritte wehren sich heftig gegen die Zumutung, liebgewonnene Vorstellungen zu verwerfen, zumal wenn diese ihre eigene Handschrift tragen. In Bamberg waren unlängst wohl alle Varianten vertreten, und es hätte sogar einen richtigen Streit zwischen "Ob-

jektivisten" und "Konstruktivisten" geben können, doch leider schlug das unerbittliche Protokoll die latenten Kontrahenten wieder einmal in Ketten. Womit nicht behauptet werden soll, daß ihr Streit zu einer allgemeinen Verständigung geführt hätte, da vermutlich auch Dogmatiker und Konvertiten anwesend waren. Bestimmt aber hätte ein Streit das berühmte "Geschäft" belebt, also zur Intensivierung fachlicher Kommunikation und zur Dynamisierung theoretischer Entwicklung beigetragen.

Krach in der Black box

Allerdings profitieren wissenschaftliche Systeme nicht uneingeschränkt von offenen Auseinandersetzungen, denn allzu hohe Komplexität verwirrt Laien und Klienten (weil diese ihre Urteilskraft überfordert sehen) und gefährdet damit das verbreitete Vertrauen in die autonome Entscheidungsfähigkeit von Wissenschaft, also den Glauben an ihre Autorität. Wissenschaft war schon immer eine Black box, auf deren interne Mechanismen man sich verlassen mußte, um mangelnde Kenntnisse zu kompensieren, und ihre Ansprüche auf Wahrheit, Richtigkeit und Redlichkeit genießen nach wie vor viel Kredit. Streiten sich jedoch die Experten, und dieses gar auf unsachliche Weise, dann steht die Akzeptanz und Integrität des akademischen Systems auf dem Spiel. Wissenschaftsstreit ist Uneingeweihten nur schwer zu vermitteln und "nervt" außerdem all jene, die aus pragmatischen Gründen primär daran interessiert sind zu erfahren, woran sie sich halten können. Daher reagieren die meisten Publika eher verärgert auf akademischen Unfrieden, es sei denn, seine Inszenierung hat einen hohen Unterhaltungswert.

Dieses erahnend, verfolgen pffiffige Experten eine mehrgleisige Kommunikationsstrategie: Sie suchen individuell Reputation und Resonanz, um ihre Ressourcen und Privilegien zu erweitern; sie präsentieren sich institutionell hinter wohlfeilen Masken konventioneller Darstellungsrituale;

und sie fechten ihre fachinternen Scharmützel in Publikationen aus, die Außenstehende kaum verstehen, wenn sie sie überhaupt finden. Man muß die großen Werke und kleinen Rezensionen schon sehr genau unter die Lupe nehmen, um die diversen Konfliktlinien einer Disziplin aufzudecken. Die literarischen Verstecke verdeutlichen einmal mehr, daß Wissenschaften selbstreferentielle Systeme von hoher symbolischer Umweltresistenz sind. Und je mehr Aufmerksamkeit intern durch Streit gebunden wird, desto weniger verbleibt für die Gesellschaft, die Wissenschaften ökonomisch alimentiert.

Gleichwohl wäre eine neue akademische Streitkultur zu begrüßen, in der grundsätzlich gilt, daß jeder die Wirklichkeit anders transformiert und

interpretiert, daß Kritik nicht stört, sondern verbindet, und daß es eben keinen angemesseneren Weg gibt, wissenschaftliche Widersprüche zu verhandeln, als den offenen Dialog. Doch kann eine solche Binnenkultur nur gedeihen, wenn sie auch extern akzeptiert und gestützt wird; denn welcher Gelehrte riskiert schon seinen Ruf durch Widerruf, wenn Zugeständnisse als Niederlagen gelten? Wird Öffentlichkeit hergestellt, geht es mithin stets weniger um Verständigung und Konfliktlösung als um Selbstdarstellung und Beifall, und aus allseitiger Sorge, das "Gesicht" zu verlieren, verhärten sich auf publizistischen Podien eher die Fronten.

Alt-Paderborn setzt nach wie vor die Maßstäbe.

Joachim Westerbarkey

ihrer Aussagen ab, der Nicht-Empiriker dem Empiriker die Redlichkeit seiner Ziele. In den amerikanischen Sozialwissenschaften ist - wie beispielsweise die Tagungen der ICA zeigen - die gleiche Grundüberzeugung sehr viel weiter verbreitet, in diesem Fall das empirische Credo.

Aber auch innerhalb eines Lagers wird bei uns deftig und häufig unter der wissenschaftlichen Gürtellinie gestritten. Auf einen Grund hierfür hat Ulrich Saxer 1980 in der "Publizistik" hingewiesen: Die "schwachen wissenschaftstheoretischen Strukturen" führten häufig zu außerwissenschaftlichen Loyalitäten, zu deutsch: politischen oder ideologischen Kriterien bei der Akzeptanz von Forschungsergebnissen. Befunde werden bei uns eben oft nach ihrem Verwertungszusammenhang und dem tatsächlichen oder unterstellten Entdeckungszusammenhang ihres Autors bewertet, weniger nach der Validität ihrer empirischen Begründung.

Stanley Rothman hat die These vertreten, amerikanische Journalisten seien viel mehr als ihre europäischen Kollegen einem "liberalen Konsens" verhaftet und fänden es schwierig anzuerkennen, "that their view of the world might be shaped by a particular set of premises, a paradigm or *Weltanschauung*, which strongly influenced their views of social causation and hence their view of what the 'facts' were". Dieser Unterschied in den Grundüberzeugungen, der sich unter anderem auf eine verschieden starke Bindung an die Objektivitätsnorm auswirkte, läßt sich vermutlich auch auf die Sozialwissenschaften, wenn nicht sogar auf die politische Streitkultur im allgemeinen übertragen.

Wir gewinnen durch diese Streitkultur zwar an Pluralität der Anschauungen, machen uns aber gegenseitig das Leben schwer, wenn es darum geht, die "arbeitende Wissenschaft" (Theo Herrmann) voranzutreiben, d.h. denjenigen Teil, der sich systematisch und intersubjektiv um die Beschreibung und Erklärung der uns interessierenden Phänomene bemüht.

Wolfgang Donsbach

Streiten wir richtig?

Kommunikationsdefizite in der Kommunikationswissenschaft

Einigen Mitgliedern der DGPK haben wir folgende Fragen gestellt: "Wie beurteilen Sie den Stil der Auseinandersetzung, die 'Streitkultur' in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft? Und wie schätzen Sie die Rezensionskultur des Faches ein?" Vier Antworten sind eingegangen.

I.

Weil die "Rezensionskultur" nach meiner Auffassung Teil der "Streitkultur" ist, möchte ich die beiden Fragen gemeinsam beantworten. Dies ist jedoch bereits ein spezifisches Kennzeichen der deutschen Publizistikwissenschaft, vermutlich jedoch der gesamten europäischen Sozialwissenschaft. Für jemanden, der häufig auch das Fach von der US-amerikanischen Perspektive aus kennengelernt hat, bietet es sich natürlich an, Vergleiche in diese Richtung anzustellen.

Bei uns wird mehr gestritten, und es wird heftiger gestritten, als es unsere amerikanischen Kollegen tun. Die wichtigsten Ursachen hierfür erkenne ich einerseits in den wissen-

schaftstheoretischen Grundlagen des Faches, andererseits in der allgemeinen politischen Kultur. Man kann mit einiger Plausibilität die Hypothese wagen, daß es bei uns einen wesentlich höheren Anteil an Fachkollegen gibt, die nicht die gleichen wissenschaftstheoretischen Grundüberzeugungen teilen. Nicht von ungefähr fand der Werturteilsstreit gleich zweimal in den deutschen Sozialwissenschaften statt.

Die Folgen sind, daß einerseits wissenschaftliche Kommunikation über die Anerkennung von Hypothesen erheblich erschwert wird und andererseits die Ablehnung von Hypothesen sehr leicht mit persönlichen Werturteilen über den betreffenden Kollegen bzw. die Kollegin verbunden ist: Der Empiriker spricht dem Nicht-Empiriker häufig den wissenschaftlichen Charakter seiner oder

II.

1. Wissenschaftlich-fachliche Auseinandersetzung findet in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft viel zu selten statt. Das hat gewiß auch damit zu tun, daß das Fach klein ist. Persönlich möchte man also niemandem auf die Füße treten - die einen nicht, weil sie innerhalb des Reputationszuweisungssystems noch einen Status haben, der es ihnen kaum erlaubt, dies zu tun, ohne Sanktionen befürchten zu müssen; und die anderen nicht, die eher zum "inner circle" der - Gott sei Dank nicht nur "grauen" - Eminenzen des Fachs zählen, weil fachlicher Disput Energien verzehrt und es wohl manchmal bequemer ist, aneinander vorbeizuforschen und zu -kommunizieren. Dazu laden nicht zuletzt auch der nahezu unerschöpfliche Themenvorrat des Fachs und die vielfältigen methodischen Ansätze ein.

Gleichwohl gibt es im Fach mehr "Streit", als der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gut tut. Leider wird eben meist auf der falschen Ebene gestritten - weshalb das ganze auch wenig mit "Kultur" zu tun hat, dafür aber beträchtliche negative Außenwirkungen zeitigt.

Wieviele Kolleginnen und Kollegen gibt es schon, die sich persönlich mögen und dennoch öffentlich in der Sache miteinander streiten? Und wer ist gar bereit, in der Sache mit Kolleginnen und Kollegen zu streiten, die er nicht mag - wo man sich doch so schön aus dem Weg gehen kann?

Wir haben immerhin in Berlin recht positive Erfahrungen mit Tagungs-Dramaturgien gesammelt, die auf fachlichen Streitaustrag zielten - erinnert sei etwa an das Symposium zur "Risikokommunikation" von 1990 (dokumentiert im gleichnamigen, von Jens Krüger und mir herausgegebenen Tagungsband) oder an den Dovifat-Workshop vom Mai 1991.

2. Jeder, der selbst Bücher schreibt oder sie auch nur mit Sorgfalt ediert, weiß, wieviel "Herzblut" in solch einem Werk steckt. Folglich ist für

den Rezensenten das Risiko groß, daß auch ein begründeter, differenzierter und feinsinniger Verriß auf der persönlichen Ebene mit der Aufkündigung von Sympathie und freundschaftlichen Gefühlen von seiten des Rezensierten quittiert wird. Auch Kommunikationswissenschaftler sind Menschen. Wir sollten besser nicht allzu viel Übermenschliches von ihnen, sprich: uns erwarten...

Stephan Ruß-Mohl

III.

Palmström reist, mit einem Herrn v. Korf, in ein sogenanntes böhmisches Dorf.

Unverständlich bleibt ihm alles dort, von dem ersten bis zum letzten Wort.

Auch v. Korf (der nur des Reimes wegen ihn begleitet) ist um Rat verlegen.

Doch just dieses macht ihn blaß vor Glück.

Tief entzückt kehrt unser Freund zurück.

Und er schreibt an das AVISO-Blatt, daß sie eine "Streitkultur" nicht hat,

diese Publizistikwissenschaft.

Denn sie lebt aus sozusagen eigener Kraft,

aus dem stolzen Namen Empirie.

Zweifels Not bedrängt sie nie.

Zwischen Zahlen gibt's nicht viel zu wählen.

Korf und Palmström können zählen!

Und die "Rezensionskultur"?

Schlägt hier eine andre Uhr?

So beschließen beide denn nach so manchem Doch und Wenn,

sich mit ihren Theorien vor die Rezension zu knien.

Doch die Rezension, man weiß es, achtet wohl des Lesefleißes,

aber nur, wenn er zufrieden sich begnügt mit den Etüden!

Jenen, die mehr oder wenig Freude haben an Polemik,

die das Stück durchspielen wollen, kann die Rezension bloß grollen.

Nein, Kultur, das meint für sie: lies und schreib und werte *nie!*

Jedenfalls nicht derart klar, daß ersichtlich wird, was wahr.

Gerade die besonderen Fälle schätzen alles, nur nicht Helle.

"Komm", spricht Palmström, "Kamerad, alles Feinste bleibt - privat!"

(Alle bekannt erscheinenden Zeilen wurden aus Christian Morgensterns Gedichten "Die Wissenschaft" und "Das böhmische Dorf" entnommen.)

Verena Blaum

IV.

1. Was man eine "Streitkultur" in der deutschen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft nennen könnte, läßt vor allem deshalb zu wünschen übrig, weil sie eher von rückwärtsge wandten medienpolitischen Grundpo-

NEUE BÜCHER

sitionen geprägt wird als von fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnissen. In immer neuer Verkleidung werden historische Schlachten geschlagen, deren Fronten seit mehr als zwanzig Jahren formiert sind. Das Bekannte und Erwartbare wiederholt sich ständig, Überraschungen sind selten, zwischen den "Lagern" bewegt sich wenig. Ein Resultat sind meist Berechenbarkeit, oft Langeweile, ein anderes ist die Gefahr, daß der "qualitative Sprung" in der Medienrealität - gegenwärtig sicher der fundamentalste seit Einführung der Massenpresse - aus dem Blickfeld gerät.

Wünschenswert wäre eine unbefangene wissenschaftliche Bestandsaufnahme jenseits der eingefahrenen Konzepte von "bürgerlicher Öffentlichkeit", "Sozioökonomie" oder "Kulturkritik". Die fortwährende Herrschaft des aus dem 19. Jahrhundert tradierten Normenkodex von Publizistik und Kommunikation ist freilich leichter zu beklagen als zu revidieren, zumal die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichtes sie in regelmäßigen Abständen - zwar zunehmend mühsam, aber immerhin - fortschreibt. Allerdings müßte dies die Wissenschaft nicht beeindrucken, wenn sie sich nur von medienpolitischen Fixierungen abkoppelte. Jedoch ... (siehe oben).

Im übrigen geht man - mindestens vor den Kulissen - miteinander um, "wie es sich gehört".

2. Die "Rezensionskultur" bewegt sich meist im Rahmen der skizzierten "Streitkultur". Auch sie dient vorzugsweise der Befestigung von Schulen und Lehrmeinungen. Neue, vom Gewohnten abweichende Erkenntnisse finden oft weniger Aufmerksamkeit als die Frage, wie sie sich etablierten Positionen möglichst bruchlos anverwandeln lassen.

Die aus der Aufklärung überlieferte Einsicht, der Progreß der Wissenschaften beruhe weniger darauf, daß Wissenschaftler lernen, als vielmehr darauf, daß sie sterben, wird jedenfalls auch von der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft kaum widerlegt.

Dieter Roß

Die nachfolgend angezeigten Monographien und Sammelbände von Mitgliedern sind in den letzten Monaten erschienen. In diese Rubrik werden auch überarbeitete Neuauflagen aufgenommen. Die Redaktion bittet um entsprechende Hinweise.

Austermann, Anton: Unterhaltsames und Seriöses fürs lesende Publikum. Gedanken zur 125jährigen Böhme-Zeitung. Soltau: Mundschenk Druck- und Verlagsgesellschaft o. J.

Dröge, Franz / Kopper, Gerd G.: Der Medien-Prozeß. Zur Struktur innerer Errungenschaften der bürgerlichen Gesellschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1991

Grimme, Eduard W.P.: Zwischen Routine und Recherche. Eine Studie über Lokaljournalisten und ihre Informanten. Opladen: Westdeutscher Verlag 1991 (= Studien zur Sozialwissenschaft 89)

Jäckel, Michael / Schenk, Michael (Hg.): Kabelfernsehen in Deutschland. Pilotprojekte, Programmvermehrung, private Konkurrenz. Ergebnisse und Perspektiven. München: Reinhard Fischer 1991 (= Medien Skripten 11)

Koch, Ursula E.: Der Teufel in Berlin. Von der Märzrevolution bis zu Bismarcks Entlassung. Illustrierte politische Witzblätter einer Metropole 1848-1890. Köln: Informationspresse Leske 1991 (=Satire und Macht 5)

Kübler, Hans-Dieter: Fernsehen ist bei Oma und Opa am schönsten. Kleiner Fernsehratgeber für Großeltern. Düsseldorf: Livonia 1991

Loiperdinger, Martin (Hg.): Märtyrerlegenden im NS-Film. Opladen: Leske + Budrich 1991

Mahle, Walter A. (Hg.): Medien im vereinten Deutschland. Nationale und internationale Perspektiven. München: Ölschläger 1991 (= AKM-Studien 37)

Mast, Claudia / Weigert, Matthias: Medien in der Region. Eine empirische Untersuchung der Informationsleistungen von Hörfunk und Zeitung. Konstanz: Universitätsverlag 1991 (=Medien und Märkte 2)

Mathes, Rainer: Programmstruktur und Informationsangebote privater Hörfunksender in Baden-Württemberg. Stuttgart: Landesanstalt für Kommunikation Baden-Württemberg 1990 (= LfK-Dialog 4)

Merten, Klaus / Teipen, Petra: Empirische Kommunikationsforschung. Darstellung, Kritik, Evaluation. München: Ölschläger 1991

Quandt, Siegfried / Guessgen, Achim (Hg.): Schülerzeitungen in Hessen. Redaktionsarbeit unter der Lupe. Wiesbaden: Hessische Landeszentrale für politische Bildung 1991

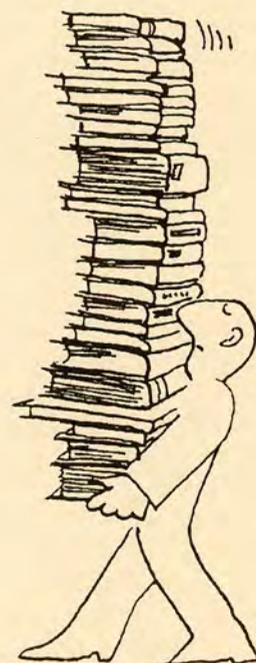
Schütz, Walter J.: Zeitungsatlas der Bundesrepublik Deutschland - Teil West. Bonn: Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger 1991

Stuiber, Heinz-Werner / Pürer, Heinz (Hg.): Journalismus. Anforderungen, Berufsauffassungen, Verantwortung. Nürnberg: Verlag der Kommunikationswissenschaftlichen Forschungsvereinigung 1991 (=Kommunikationswissenschaftliche Studien 11)

Sturm, Hertha: Fernsehdiktate: Die Veränderung von Gedanken und Gefühlen. Ergebnisse und Folgerungen für eine rezipientenorientierte Mediendramaturgie. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung 1991

Wilke, Jürgen (Hg.): Telegraphenbüros und Nachrichtenagenturen in Deutschland. Untersuchungen zu ihrer Geschichte bis 1949. München usw.: Saur 1991 (= Kommunikation und Politik 24)

Windahl, Sven / Signitzer, Benno: Using Communication Theory. An Introduction to Planned Communication. London: Sage 1991



Deutscher

Zum Tode von Hans Bausch

Rundfunkgeschichte geprägt und geschrieben

Am 23. November 1991, kurz vor seinem 70. Geburtstag, ist unser langjähriges Mitglied Hans Bausch gestorben. Mit ihm, der die Rundfunkentwicklung der Bundesrepublik sowohl aktiv mitgestaltet als auch reflektierend begleitet hat, ist eine der bedeutendsten Medienpersönlichkeiten der Nachkriegszeit von uns gegangen.

Die Linien seiner Biographie lassen sich hier nicht im einzelnen nachzeichnen. Nur wenige Stichworte: Hans Bausch wurde am 23. Dezember 1921 in Waldshut am Hochrhein geboren. Damit war er ungefähr gleichaltrig wie das neue Medium Rundfunk, das seinen Lebensweg bestimmt hat. Er besuchte das Humanistische Gymnasium in Bruchsal und legte dort 1940 das Abitur ab - an der gleichen Schule wie Otto B. Roegele, der sein Mitschüler war und sein Freund blieb.

Die Vita zeigt zunächst zeittypische Signaturen: Fünf Jahre Soldat, noch im letzten Kriegsjahr schwere Verwundung. Nach dem Ende des Krieges dann Studium der Geschichte, der Politik- und Sozialwissenschaften an der Universität Tübingen. Mitglied des AStA, Herausgeber der dortigen Studentenzeitschrift. Im Anschluß an das Studium Karrieresprünge in schneller Folge: Hans Bausch beginnt hauptberuflich als Journalist zu arbeiten, zunächst als Lokalredakteur, dann als Leiter des Politikressorts bei der "Schwäbischen Post" in Aalen. 1950 Redaktionsleiter des neugegründeten Landesstudios Tübingen des Südwestfunks. Zwei Jahre später landespolitischer Korrespondent für den gleichen Sender in Stuttgart. Bald reizt es ihn, die Fronten zu wechseln: 1956 zieht er als jüngster Abgeordneter in den baden-württembergischen Landtag ein.

Das entscheidende Datum für den weiteren Lebensweg ist der 27. Juni 1958. An diesem Tag tritt Hans Bausch - übrigens ohne Unterstützung seiner Partei, der CDU - als Kandidat bei der Wahl zum Intendanten des Süddeutschen Rundfunks an - und gewinnt als Außenseiter gegen den amtierenden Intendanten Fritz Eberhard.

Was danach folgt, erinnert an eine Geschichte aus Amerika. Ein Lehrer fragt: "Was passiert 1932, 1936, 1940, 1944", und als Antwort erwartet er: "Es ist ein Schaltjahr." Der Schüler aber antwortet: "Roosevelt wird gewählt, Roosevelt wird gewählt, Roosevelt wird gewählt..."

Was passiert 1962? Hans Bausch verteidigt erfolgreich den Intendantentitel. Was passiert 1966? Bausch bleibt Intendant. Was passiert 1970? In Stuttgart wird Bausch unangefochten wiedergewählt. Und so geht es weiter: 1974, 1978, 1982, 1986. Aus dem jüngsten Rund-

funkintendanten der Bundesrepublik ist nach achtmaliger Wahl der dienstälteste Intendant Europas geworden.

Das war in groben Zügen die eine Biographie: die des Journalisten, des Politikers, des Medienmanagers. Hans Bausch hat in diesem Leben die Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten Deutschlands wesentlich mitgeprägt und Rundfunkgeschichte mitgeschrieben.

Es gibt noch eine zweite Biographie: die des Wissenschaftlers. Dieser andere Hans Bausch hat - im wörtlichen Sinne - Rundfunkgeschichte geschrieben. 1956 erscheint sein Buch "Der Rundfunk im politischen Kräftefeld der Weimarer Republik", eine Druckfassung der ein Jahr zuvor bei Hans Rothfels eingereichten Dissertation. In diesem nach wie vor lesenswerten, leider vergriffenen Werk wird die "neue publizistische Dimension" analysiert, "die der Rundfunk erschlossen hat". Die publizistische Dimension: das heißt für den Verfasser nach den Erfahrungen des Dritten Reiches vor allem die politische Dimension des Rundfunks. Wer die dürftige Quellenlage kennt, der ist nicht zuletzt beeindruckt von der Rekonstruktion des politischen Programms während der Weimarer Zeit. Hier wird schon in Ansätzen einzulösen versucht, was später dann unter dem Stichwort "Programm-analyse" immer wieder gefordert wird.

Der Intendant des Süddeutschen Rundfunks engagiert sich auch in der wissenschaftlichen Journalistenausbildung. Bald wird er als Lehrbeauftragter an den neuen Studiengang der Universität Hohenheim geholt. 1971 ernannt man ihn dort zum Honorarprofessor, ein Amt, das er bis kurz vor seinem Tode kontinuierlich wahrnimmt.

Wenn ein Student der Kommunikationswissenschaft in die Sprechstunde kommt, um Literaturhinweise für Zwischen- oder Abschlußprüfungen zu erhalten, dann hört er regelmäßig den Satz: "Und zur Rundfunkgeschichte lesen Sie den Bausch." Jeder weiß dann, was gemeint ist: das fünfbandige Werk "Rundfunk in Deutschland", das Hans Bausch im Jahre 1980 herausgegeben und von dem er die beiden zentralen Bände zur "Rundfunkpolitik nach 1945", gut tausend Druckseiten, selbst geschrieben hat.

Im Oktober dieses Jahres hat der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft Hans Bausch die Ehrenmitgliedschaft angeboten. In seinem Dankesbrief vom 11. November, knapp zwei Wochen vor seinem Tod, erklärt er seine Bereitschaft, bei der nächsten Jahrestagung in Fribourg diese Ehrung anzunehmen.

Das Antwortschreiben zeigt, daß Hans Bausch die jüngsten Vorgänge mit großer Sorge verfolgt hat: "Bei der gegenwärtigen Entwicklung der Rundfunkpolitik im wiedervereinigten Deutschland kann man als Fahrensmann nur noch den Kopf schütteln. Ich habe mir vorgenommen, mehr nach rückwärts zu blicken als in eine verpfuschte Zukunft. Was hätte man tun können! Doch die von mir erhoffte Einsicht der Politiker in eine vernünftige Ordnung der Rundfunklandschaft hat sich leider nicht erfüllt."

Walter Hömberg

FORSCHUNG

Neues über Goebbels

FU-Berlin: Aufschlußreiches Archivmaterial aufgespürt

Vor gut zwei Jahren gestattete die DDR dem Projektleiter und seinen beiden wissenschaftlichen Mitarbeitern die uneingeschränkte Auswertung bislang unbekannter, mehrere tausend Seiten umfassender Tagesaufzeichnungen von Joseph Goebbels aus den Jahren 1944/45. Außerdem erhielten sie von dem Schriftsteller Erwin Fischer Filme, Originale und Kopien, die bis zu diesem Zeitpunkt in Moskau bzw. in Berlin (Ost) streng unter Verschluss gehalten worden waren. Nach dem 9. November 1989 kam es zu einer Reihe dunkler Aktionen in DDR-Archiven, und die Vorgänge um die Goebbels-Papiere gehörten zu den spektakulärsten. Gab doch der damalige Leiter des Dokumentationszentrums der Staatlichen Archivverwaltung der DDR, Ludwig Nestler, in grober Weise Dienstpflichten und archivrechtliche Bestimmungen verletzend, Filmkopien des Jahrgangs 1944 an das Institut für Zeitgeschichte in München weiter.

Fehler und Versäumnisse

Dort war 1987 eine von Elke Fröhlich verantwortete unvollständige Ausgabe der sogenannten Tagebücher von Joseph Goebbels in vier Bänden erschienen (1924-1941), die grundlegende editionswissenschaftliche Regeln mißachtet. Rezensenten wie Eberhard Jäckel - in seiner Ausgabe der sämtlichen Aufzeichnungen Adolf Hitlers finden sich Kujau-Fälschungen - widersprachen nicht dem hohen Anspruch der Herausgeberin, das "Urmeter" der Editorik vorgelegt zu haben, obwohl bereits ihr Verzicht auf eine Heranziehung der Originale zur Zurückhaltung hätte mahnen müssen. In welchem Umfang Bedenken anzumelden, welche gravierenden Fehler und Irrtümer Elke Fröh-

lich unterlaufen sind, wird im einzelnen Anfang 1992 in zwei der ersten Publikationen unseres Pilotprojekts dargelegt. Die "Publizistik" veröffentlicht eine kritische Untersuchung aller bisher erschienen Goebbels-Tagebücher unter dem Titel "Die Tagesaufzeichnungen des Joseph Goebbels und ihre unzulänglichen Veröffentlichungen". Und in einem Sonderheft der "Historischen Zeitschrift" erscheint eine Diskussion der editionswissenschaftlichen und quellenkritischen Entscheidungen und Versäumnisse der Herausgeberin.

Im August 1991, in der Woche vor dem Moskauer Putsch, konnte der Projektleiter mit Vertretern des Außenministeriums der UdSSR und der Archive sowie mit Wissenschaftlern und Verlegern über die Benutzung weiterer in Moskau aufbewahrter Originale verhandeln. Diese Schätze sollen allein die ersten vier Bände der Fröhlich-Ausgabe - sie ist übrigens nicht wie angekündigt fortgesetzt worden - um gut ein Viertel erweitern können. Die Bereitschaft zur wissenschaftlichen Kooperation ist jetzt in Moskau vorhanden - und wir wollen sie nutzen.

Die Bemühungen um die Original-Quellen lohnen den hohen Aufwand. Bei den Tagesaufzeichnungen Joseph Goebbels handelt es sich um eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte des Nationalsozialismus. Für diese Einschätzung spricht zunächst einmal ihr Umfang: Mit ihrem Bestand von 6000 bis 7000 Blatt handschriftlicher Aufzeichnungen aus den Jahren 1924 bis 1941 und etwa weiteren 50000 Blatt an maschinenschriftlichen Diktaten für die restliche Zeit bis zum Zusammenbruch des Dritten Reiches liefert diese Quelle wertvolle Informationen sowohl zur Frühgeschichte der nationalsozialistischen Bewegung als auch zur Geschichte des Dritten Reiches und zum Zweiten Weltkrieg.

Des weiteren prägte Joseph Goebbels das Gesicht der nationalsozialistischen Partei von der Anfangsphase an entscheidend mit. So hat er mit seiner lautstarken Agitation dazu beigetragen, daß die NSDAP, der eine unverwechselbare Programmatik fehlte, von ihren zeitgenössischen Kritikern in der Weimarer Republik vielfach als reine Propagandabewegung eingestuft und damit in gefährlicher Weise unterschätzt wurde.

Victory-Propaganda

In seinen Aufzeichnungen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs präsentiert sich Goebbels nahezu ständig als Akteur, als Teilhaber an der Gestaltung der deutschen Politik. Er stilisiert seine Person zu der eines Beraters und Vertrauten des "Führers" Adolf Hitler. Im Mittelpunkt steht offenbar sein Wunsch, zu keiner Zeit Zweifel an der Leistungsfähigkeit des Propagandaapparates aufkommen zu lassen. Ein typisches - hier erstmals veröffentlichtes - Beispiel stellt im Juli 1941 Goebbels Aktion gegen eine von Großbritannien geplante sogenannte Victory-Propaganda dar. Die Siegeszuversicht der Bevölkerung in den von Deutschland besetzten Gebieten sollte durch ein an die Häuserwände gemaltes "V" (= Victory) geweckt werden:

"Auf der Feindseite (gemeint ist Großbritannien) annonciert man eine großangelegte sogenannte V-Propaganda für den 20. Juli. Ich treffe deshalb unsere Dispositionen so, daß wir noch im Laufe der jetzt beginnenden Woche die V-Propaganda von unserer Seite aufgreifen, und zwar mit so großzügigen Mitteln, daß die für den 20. Juli von der Gegenseite geplante Aktion ein Stoß ins Leere sein wird. Ich freue mich schon diebisch darauf, daß es uns auf diese Weise gelingt, eine zwar im Effekt nicht so sehr gefährliche, in der Durchführung aber außerordentlich lästige Propaganda zu neutralisieren" (14. Juli 1941).

Goebbels "V-Propaganda" in den besetzten Gebieten führte nach geheimen Berichten des "Sicherheitsdien-

stes der SS" in Deutschland zu einer weitverbreiteten Verwirrung und zu großem Unverständnis. Danach hatte die Nachricht von der Aktion in der deutschen Bevölkerung eine Siegeserwartung geweckt, die, weil sie nicht erfüllt werden konnte, in Enttäuschung umschlug und zuweilen zu offener Kritik an der Propaganda beitrug. Goebbels, dem diese Reaktion nicht verborgen geblieben sein konnte, feierte auch in den nachfolgenden Tagen in seinen Aufzeichnungen einen Erfolg, der in Wirklichkeit eher einem Pyrrhussieg glich. So betonte er noch in seiner Eintragung vom 24. Juli 1941, seine "V-Aktion" habe zu einem eindeutigen deutschen Sieg geführt und könne, zumal die Engländer kaum noch darauf zu sprechen kämen, nun langsam abklingen. In der ganzen Welt sei man jetzt der "festen Überzeugung", daß der deutsche Versuch, die englische "V-Aktion" mit Hilfe einer eigenen Propagandaaktion zu zerschlagen, "auf der ganzen Linie Erfolg gehabt" habe.

Die Aufzeichnungen von Joseph Goebbels bieten so gut wie keinen direkten Einblick in die geheimen Kammern der nationalsozialistischen Machtzentrale; sie produzieren vielmehr ein Bild des Propagandaministers, das eines Tages - sicherlich nach starken Straffungen und weiteren Überarbeitungen - der Nachwelt überliefert werden sollte. Nicht zufällig offenbart der von Goebbels selbst gewählte Vergleich des von den deutschen Machthabern vom Zaun gebrochenen Weltanschauungskampfs zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus mit dem Kampf der NS-Bewegung bis zur sogenannten Machtergreifung im Jahr 1933, daß Goebbels sich erneut zum "zweiten Mann" nach Hitler stilisieren wollte.

Nur wer bei der Untersuchung der sogenannten Goebbels-Tagebücher deren Qualität als eine Inszenierung für die Nachwelt beachtet, kann von dem zweifellos umfangreichen Informationsgehalt der Aufzeichnungen profitieren. Insbesondere wird er neue Erkenntnisse über die skrupellosen und menschenverachtenden Arbeitstechniken des Propagandaministers erhalten, ohne in Gefahr zu geraten,

sich eines Tages zu dessen Sprachrohr zu machen. Deshalb bemüht sich die Freie Universität Berlin seit zwei Jahren darum, in einem Pilotprojekt die Grundlagen einer kommentierten Edition der verschiedenartigen Aufzeichnungen von Joseph Goebbels zu erarbeiten, so daß in naher Zukunft erstmals mit einer Dokumentation dieser Texte zu rechnen ist, die wissenschaftlichen Kriterien genügt.

Bernd Söseemann
Jürgen Michael Schulz
Annette Weinke

AUFGELESEN

"Der Journalismus ... steht in einer notwendigen doppelten Beziehung zu Ordnung und Chaos: Durch seine Selektions- und Präsentationsroutinen 'schafft er Ordnung im Ereignischaos der Welt' für seine Rezipienten; aber durch die, informationstheoretisch erklärliche, Bevorzugung des Unerwarteten, Regelwidrigen, gemäß den Nachrichtenwerten Aktualität / Sensationalismus und Negativismus, 'ordnet' er die Welt chaotisch, wo diese ordentlich ist, d.h. normaler Geschäftsgang vorherrscht. Der letztere setzt sich indes, positiv überhöht, bekanntlich im publizistischen Produkt trotzdem durch, vor allem in Form von PR-Zulieferungen, auf die das Mediensystem je länger desto mehr angewiesen ist, und natürlich von Reklame. McLuhans Stabreim: 'Hell in the Headlines, Heaven in the Ads' verdeutlicht diese Grundspannung des publizistischen Produkts, das, um wirtschaftliches Chaos bei sich und auch in der weiteren ökonomischen Umwelt zu verhindern, sich eines doppelten Codes bedienen muß, der wiederum ständig die interne Stabilität der Medienorganisation bedroht."

Ulrich Saxer in seinem Vortrag "Theorienchaos und Chaostheorie" auf der Jahrestagung 1991 in Bamberg

NAMEN & NACHRICHTEN

Elisabeth Klaus vertritt im Wintersemester 1991/92 eine C3-Professur am Institut für Journalistik der Universität Hamburg. Für diese Professur wird zur Zeit das Berufungsverfahren durchgeführt; die Stelle soll ab dem Sommersemester 1992 dauerhaft besetzt werden.

Michael Schenk hat einen Ruf an die Universität Koblenz-Landau erhalten. Als Nachfolger von Hertha Sturm soll er die Leitung des Seminars Kommunikationspsychologie/Medienpädagogik in Landau übernehmen.

Michael Krzeminski hat zum 1. Oktober 1991 die Leitung des neugeschaffenen Instituts für Europäische Literatur- und Medienkultur an der Universität-Gesamthochschule Siegen übernommen. Zu den Aufgaben des Instituts gehört neben eigener Grundlagenforschung vor allem die Durchführung anwendungsbezogener Forschungs- und Ausbildungsaufgaben im Zusammenhang mit der Entwicklung des europäischen Mediensystems.

Rolf T. Wigand ist als Direktor für Informationsmanagement an die School of Information Studies der Syracuse University übergewechselt.

Jürgen Wilke ist in den Editorial Board des "Journal of Communication" berufen worden, das ab 1992 wieder unter der Ägide der International Communication Association erscheint. Außerdem ist er Mitglied im Editorial Board einer neuen Zeitschrift für Kommunikationsgeschichte, die unter dem Titel "Mercurius" an der Universität Haifa vorbereitet wird.

Wolfgang Donsbach vertritt im Wintersemester 1991/92 eine Professur für empirische Kommunikationsforschung am Institut für Kommunikationssoziologie und -psychologie der Freien Universität Berlin.

SELBSTPORTRAIT

Fachzeitschriften stellen sich vor (3): Medien Journal

Das "Medien Journal" erscheint vierteljährlich und wird von der "Österreichischen Gesellschaft für Kommunikationsfragen", kurz ÖGK, in Salzburg herausgegeben. Die ÖGK als Trägerverein wurde 1976 in Wien mit der Absicht gegründet, zwischen wissenschaftlicher Forschung und Praxis im Medienbereich die Diskussion und die Zusammenarbeit zu fördern, kommunikationswissenschaftliche Forschungsprojekte anzuregen und durchzuführen sowie über Probleme und gesellschaftliche Relevanz der Kommunikationsforschung öffentlich zu informieren.

Letzteres versucht nun schon im 15. Jahrgang das "Medien Journal" zu leisten. Außerhalb der Publikation in Quartalen werden Sonderhefte zu aktuellen Themen ediert, zuletzt im Februar 1991 zu "Medien im Krieg".

In den ersten 14 Jahren seines Erscheinens trug die Zeitschrift den Untertitel "Informationen aus Medienarbeit und -praxis", seit diesem Jahr nennt sie sich "Zeitschrift für Kommunikationskultur". Diese Änderung war nicht zuletzt durch die bearbeiteten Heftschwerpunkte der letzten Zeit gefordert. Bildeten bis 1986 eher Themen aus Journalismus und dem publizistikwissenschaftlichen Mainstream den Hauptanteil der Hefte, so wurden nach dem ersten Dezennium verstärkt Phänomene und Probleme aus Kultur und Gesellschaft angesprochen.

Im einzelnen waren dies: Österreichische Medienkultur nach 1945, Kulturindustrie gestern - heute - morgen, Aktuelle Forschungsberichte aus dem Fach (Ende 1986), Daten zum Journalistenleben, Non-Profit-PR, Bildschirmgesellschaft Österreich - Zwischen Utopie und Realität, Aktuelle Forschungsberichte aus dem

Fach (1988), Interkulturelle Kommunikation: Nord-Süd-Begegnungen, Zum Zustand der Kulturtechniken Lesen, Sehen, Hören und Körpersprache, Das Jahr 1938 in der österreichischen Medienberichterstattung von 1988, Zum Zustand der Medienindustrie in Osteuropa (1989), Medienstädte - Medienmärkte, Gesundheitskommunikation, Telekommunikation in Österreich, Medien im Aufbruch - am Beispiel DDR und CSSR (Anfang 1990), Rundfunk- und Kulturpolitik in europäischen Kleinstaaten (2 Bände), Populärkulturforchung, Zur massenmedialen Golfkrieg-Berichterstattung: Medien im Krieg (Sonderheft Frühjahr 1991), Corporate Design, Medienwelten Österreichs: Aktuelle Forschungsberichte (1991).

In Vorbereitung sind Hefte zu folgenden Themen: HDTV (2 Bände), Life-Styles, Feministische Theorien, Gender-Problematik und Kommunikationswissenschaft.

Die Zusammenstellung des Heftes besorgt jeweils ein verantwortlicher Redakteur, der vom ÖGK-Vorstand damit beauftragt wird, in Kooperation mit dem Chefredakteur. Im Januar 1991 wurde diese leitende Position von Rudi Renger an Franz Rest übergeben (beide Salzburg). Das Editorial Board besteht aus dem ÖGK-Vorsitzenden Kurt Luger (ebenfalls Salzburg), Rudi Renger und Franz Rest.

Viele Bände wurden auf der Basis internationaler Zusammenarbeit mit kommunikationswissenschaftlichen Instituten und Wissenschaftlern in USA, Kanada, Skandinavien, Schweiz und der Bundesrepublik

Deutschland konzipiert und publiziert. Dieser fruchtbare Austausch soll in Zukunft weiter intensiviert werden.

Abschließend noch einige Redaktions-Internas: Das "Medien Journal"

wird bis zur Drucklegung von der ÖGK selbst produziert (Satz, Layout, Anzeigenakquisition) und von einer Münchner Agentur werbemäßig beraten. Seit 1986 erscheint es im amerikanischen Format. Es finanziert sich aus Abonnements, der Publizistikförderung des Bundeskanzleramts und dem uneigennütigen Engagement der Mitarbeiter.

Rudi Renger

Steckbrief

Gründung: 1977

Zielgruppe: Wissenschaftler aus allen Gesellschafts- und Kulturwissenschaften, Praktiker aus sämtlichen Kommunikations- und Informationsberufen, Lehrer, Studierende, Medienpolitiker, Kommunikationsmanager, PR- und Werbeberater, Praktiker aus dem Marketing, Kunst- und Kulturschaffende, alle an Kultur und Kommunikation Interessierten

Auflage: 1200 Exemplare

Herausgeber: Österreichische Gesellschaft für Kommunikationsfragen (ÖGK)

Chefredakteur: Franz Rest

Preis des Einzelheftes: öS 90.-

Abonnementspreis: öS 250.- (Studierende öS 180.-, Ausland öS 350.-)

Bezugsadresse: ÖGK, c/o Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg, Rudolfskai 42, A-5020 Salzburg

Telefon (0662) 8044-4150, -4151

Fax (0662) 8044-4190

TAGUNGEN

Begegnungen zwischen Ost und West

Leipziger Hochschultage

Karl Friedrich Reimers, derzeit von seinen Verpflichtungen an der Hochschule für Fernsehen und Film in München entbunden, hat die schwierige und vermutlich undankbare Aufgabe übernommen, aus der ehemaligen Sektion Journalistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig einen kommunikationswissenschaftlichen Studiengang mit verschiedenen Zweigen zu machen, der internationalem Standard entspricht. Galt das "Rote Kloster" früher als Kadenschmiede der SED, müssen Wissenschaft und Journalismus in Leipzig nunmehr auf ihre Rollen in der pluralistischen Demokratie vorbereitet werden.

Medienstadt Leipzig

Nicht nur Reimers, Gründungsdekan für Kommunikations- und Medienwissenschaften, ist auf der Suche nach Anknüpfungspunkten, die er bei Karl Bücher fand. Leipzig möchte wieder Medienstadt werden, was in einer Zeit des Zeitungsterbens diffizil erscheint. Immerhin ist Leipzig inzwischen Sitz einer öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt. Die Anstalt der Länder Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen wählte die Bezeichnung "Mitteldeutscher Rundfunk", weil es 1924 und nach dem Krieg eine Organisation mit diesem Namen gab. Die Klangähnlichkeit von MDR und NDR öffnet allerdings Mißverständnissen Tür und Tor.

Nach zehnmonatiger Aufbauarbeit lud Reimers zu den 1. Internationalen

Leipziger Hochschultagen für Medien und Kommunikation 1991 ein, deren vielfältiges Programm in Titeln wie "Unser Jahrhundert in den Medien" und "Karl-Bücher-Symposium 1916 - 1991" zum Ausdruck kam. In der Eröffnungsveranstaltung verkündete der Gründungsdekan stolz, daß er 100000 Mark Spenden gesammelt habe, um die Veranstaltung durchführen zu können.

Universitätspräsident Cornelius Weiss bescheinigte der Gründungskommission "Titanenarbeit" und erinnerte daran, daß Leipzig die Wiege der Wende war, die Universität dazu aber nichts beigetragen habe, da sie sich als regimetreue Berufsbildungsanstalt verstanden habe. Weiss: "Es bedurfte des Abwicklungsbeschlusses der sächsischen Regierung, um einen Umdenkprozeß in Gang zu bringen."

Manche tun sich auch heute noch schwer mit dem Umdenken, das spürt man als Kongreßteilnehmer aus dem Westen auf Schritt und Tritt. Dozenten erscheinen unsicher; bei manchen Studenten wird die Orientierungssuche durch Trauerarbeit erschwert.

Zwar hat die Universität Leipzig den Namen Karl Marx aus ihrem Titel gestrichen, aber in Stadtplänen und auch in so manchem Briefkopf firmiert sie nach wie vor in alter Form. "Ich erhalte viele Briefe von der Universität", erzählte mir ein Rechtsanwalt aus dem Westen. "Alle haben den alten Briefkopf. Die meisten streichen Karl Marx durch, manche nicht. Und oft erscheint es absichtsvoll, daß Karl Marx nicht durchgestrichen ist."

Übergangszeit nutzen

Nach der Eröffnung hielt Kurt Koszyk den Festvortrag über Karl Bücher (siehe den folgenden Beitrag). Danach erscheint es plausibel, daß die Kommunikations- und Medienwissenschaft in Leipzig mit guten Gründen an Karl Büchers Tätigkeit anknüpfen kann. Nicht zuletzt, weil Bücher für eine Qualitätsverbesserung des Journalismus eingetreten ist und dieses Ziel mit der Gründung des

Instituts für Zeitungskunde 1916 in Leipzig zu realisieren versucht hat.

Es dauerte in den Veranstaltungen einige Zeit, bis sich Studenten zu Wort meldeten. Man klagte über fehlende Dozenten, schlechte Rahmenbedingungen, feindlich gesonnenes Umfeld. Wer sich beim MDR bewerbe, müsse Fragen beantworten wie: "Sind Sie dafür, daß Honecker vor Gericht gestellt wird? Warum haben Sie in der DDR eigentlich Journalistik studiert?"

Karl Friedrich Reimers versuchte die psychische Lage seiner Studenten einfühlsam zu beschreiben, wies aber auch darauf hin, daß es keine Alternative zur Abwicklung gebe: "Es mag sein, daß für Sie das Ganze schmerzlich ist und manchmal nicht auszuhalten - aber Wehleidigkeit nützt nichts." Und er forderte die Studenten auf, die einmalige Zeit des Übergangs - und auch den Kongreß - nach Kräften zu nutzen, um neue Perspektiven zu entwickeln.

Qualifizierte Bewerbungen

In diesem Zusammenhang betonte der Gründungsdekan, daß er aus der DDR-Vergangenheit soviel wie möglich in das neue Institut hinüberretten möchte, was aber im einzelnen noch zu prüfen sei. Es gehe aufwärts, auch hinsichtlich des Personals, versicherte er. Auf die vier ausgeschriebenen Professuren seien zahlreiche qualifizierte Bewerbungen eingegangen; die Besetzung erfolge demnächst.

Alles in allem ermöglichte die Veranstaltung viele Begegnungen zwischen Ost und West, neuen und alten Bundesländern, jung und alt, Wissenschaft und journalistischer Praxis.

Die Frage, wie es mit Leipzig als Medienstadt und speziell mit dem neuen Fachbereich weitergehen wird, kann nächstes Jahr übrigens an Ort und Stelle überprüft werden. Dann sollen die 2. Leipziger Hochschultage für Medien und Kommunikation stattfinden.

Ludwig Maaßen

Karl Bücher und der Journalismus

Ein streitbares Leben für die Zeitungskunde

Ein Zeitungsverleger machte es möglich. Edgar Herfurth von den "Leipziger Neuesten Nachrichten" stiftete der Universität Leipzig zu ihrem 500jährigen Bestehen 1909 einen namhaften Betrag, den er vier Jahre später noch erhöhte. Der seit Ende 1892 an der Universität Leipzig lehrende Nationalökonom Karl Bücher konnte mit Hilfe dieser Stiftung seine Vorstellungen über eine hochschulgebundene Journalistenausbildung umsetzen.

Bereits seit seiner Berufung an die Universität Dorpat 1881 hatte sich Bücher mit der Statistik des Zeitungswesens und seiner Geschichte beschäftigt. Verstärkt widmete er sich diesem Thema seit 1883, als er an die Universität Basel wechselte. Dort beobachtete er bei den Studenten das, was er einen "Krebsschaden für das Universitätsstudium" nannte, nämlich das "frühzeitige Arbeiten für Zeitungen". Viele Studenten kamen deshalb nicht zum Abschluß des Studiums; denn, so Bücher in seinen 1919 erschienenen "Lebenserinnerungen": "Wer vermöchte auch dem berausenden Trank aus dem Setzkasten der Zeitungsdruckereien zu widerstehen!"

Das Bedürfnis der Studierenden, sich im Zeitungswesen praktisch zu engagieren, veranlaßte Bücher, neben den statistischen, volkswirtschaftlichen und sozialgeschichtlichen Lehrveranstaltungen auch eine einstündige Vorlesung zu "Geschichte, Organisation und Statistik des Zeitungswesens" zu halten. Ganz neu dürfte damals gewesen sein, daß er das Anzeigenwesen als Teil der Volkswirtschaft behandelte. Schon in seinem 1893 erstmals und 1904 in vierter

Auflage erschienenen Buch "Die Entstehung der Volkswirtschaft" widmete er dem Anzeigenwesen ein dreißigseitiges Kapitel, das auf seinem Vortrag vor dem Leipziger Professorenverein im Dezember 1892 beruhte. Er war damals gerade nach Leipzig berufen worden.

Unter kritischer Bezugnahme auf den 1900 veröffentlichten ersten Band der "Geschichte des deutschen Zeitungswesens" von Ludwig Salomon beklagte Bücher, daß das Zeitungswesen von der Forschung vernachlässigt wurde, weil der Journalismus nicht eine akademische Laufbahn zur Voraussetzung hatte. Das Zeitungswesen erschien Bücher als eine so komplexe Erscheinung, daß es aus verschiedenen Gesichtspunkten fruchtbar behandelt werden könne: politisch-historisch, literarisch-historisch, bibliographisch, juristisch, selbst philologisch. Vor allem aber erschien ihm die Presse als Gegenstand der Nationalökonomie. Die Zeitung sei in erster Linie eine Verkehrseinrichtung und bilde "eines der wichtigsten Stützorgane der heutigen Volkswirtschaft". Darunter verstand er den Austausch geistiger und materieller Güter in der Gesellschaft. Die Zeitung wende sich als Mittel der Nachrichtenpublikation an viele unbestimmte Personen.

Bücher kannte fast zwei Jahrzehnte vor Walter Lippmann den Nachrichtenwert; er sah ihn in der "Neuheit", die voraussetzte, daß die "Veröffentlichung den Ereignissen auf dem Fuß" folgte. Er erkannte auch, daß Aktualität kein fester Begriff war, wenn er sie an die "Nachrichtentransportgelegenheiten" gebunden sah und von daher die Periodizität definierte.

Bücher zeigte sich hier als ein kenntnisreicher, methodisch versierter, um eine eindeutige Terminologie bemühter Zeitungskundler. Sein Paradigma der Presse ging aus von der kapitalistisch orientierten volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung und der maschinellen Technik, vom geistigen und wirtschaftlichen Verkehr als Brennpunkt aller anderen Verkehrsmittel wie Eisenbahn, Post, Telegraph und Telephon. Kritisch meinte

er schon 1904, daß die Zeitung "in ihrer heutigen Ausgestaltung" schwerlich als "die höchste und letzte Form der Nachrichtenvermittlung" zu gelten habe.

Bücher, 1847 im nassauischen Kirberg geboren, stand bereits im Emeritierungsalter, als er 1915 die Vorbereitungen für das Institut für Zeitungskunde an der Universität Leipzig begann. Der hochgewachsene, stets streitbare Karl Bücher geriet damals in einen der Konflikte, die ihn lebenslänglich begleiteten. Für ihn unerwartet waren seine kritischen Äußerungen über die Berichterstattung der Presse während des Ersten Weltkrieges von Vertretern der Journalistenverbände beanstandet worden. Ihre Resolutionen erleichterten nicht gerade das Leipziger Vorhaben, dem ein dem Dresdner Staatsministerium vorliegender "Studienplan zur berufsmäßigen Ausbildung in der Zeitungskunde" diene.

*"Soweit aber die Erziehung
eines Journalistenstandes in
Frage steht, der in wissen-
schaftlicher, technischer und
sittlicher Hinsicht seinen
großen Aufgaben gewachsen
ist, wird der Weg zur Reform
auf der Grundlage einer Ver-
besserung des akademischen
Berufsbildungswesens zu
suchen sein."*

KARL BÜCHER

Was Bücher 1915 der Presse vorwarf, ist auch aus heutiger Sicht starker Tobak. Zwar war seine Kritik an der deutschen Presse jeweils in eine allgemeine Auseinandersetzung mit der Hetzpropaganda in den alliierten Zeitungen eingebettet. Aber sein in der seit 1904 von ihm herausgegebenen "Zeitschrift für die gesamte Staats-

wissenschaft" publizierter Aufsatz "Unsere Sache" bescheinigte der Presse ein beschämend geringes Bewußtsein von ihrer Pflicht, "der Wahrheit und nur der Wahrheit zu dienen". Dem wirklichen Kriege sei ein Pressefeldzug zur Seite getreten, "in dem mit den verwerflichsten Mitteln gekämpft wird, und die schmerzlichen Wunden des Schlachtfeldes immer weiter aufgerissen und vertieft werden. Gegen diese Flut des Völkerverwahnsinns und der Bosheit aufzutreten, mag leicht als ein fruchtloses Beginnen erscheinen."

"Der Zustand der Presse in einem Lande geht das ganze Volk an; von ihm hängt, wie nun einmal die Dinge liegen, seine nationale Zukunft ab."

KARL BÜCHER

"Muß jeder derartige Versuch doch mit dem Verzweiflungsschrei beginnen, daß das, was wir seither als eine der besten Früchte der Kultur betrachtet haben, die Zeitungspresse, dieses Namens unwürdig, daß sie ein Tummelplatz der Unkultur geworden ist."

Karl Bücher war nicht der Mann, der vor den Anfeindungen aus der journalistischen Praxis resigniert hätte. Er kannte die Verhältnisse in den Redaktionen und die Produkte, die sie auf den Markt brachten, zu gut, um von seiner Kritik etwas zurücknehmen zu müssen. Er bemängelte nicht zuletzt das Niveau des Journalismus der kleinen Heimatpresse mit Auflagen unter 10000 Exemplaren, zu der damals etwa zwei Drittel aller deutschen Zeitungen zählten.

Ursprünglich war Bücher keineswegs Anhänger eines spezifisch zeitungskundlichen Studiums, aber die Gelegenheit der Leipziger Stiftung ließ ihn "Konturen des Studiums der Zeitungskunde" erarbeiten, weil ihm das Studium von Spezialfächern wie Geschichte, Philologie, Nationalöko-

nomie und Jura zu wenig für die Erfordernisse des Journalisten-Berufs brachte. Neben der Einführung in redaktionelle Tätigkeiten wollte er jetzt Kenntnisse zu Geschichte, Organisation, Technik und Statistik des Zeitungswesens vermitteln, aber auch Studien in solchen Fächern ermöglichen, die für den Journalismus wirklich bedeutsam seien. Noch aber sprach er sich gegen Professuren für Journalistik aus, vor allem, weil er die Vorbehalte der "alteingelebten" Universitätsdisziplinen zu kennen glaubte. Seine eigenen Lehrrangebote betrachtete er deshalb als Beitrag zur "Eröffnung einer besonderen Wissenschaft", zu der vielleicht "künftig die soziologische Erforschung des Zeitungswesens" die Bausteine liefern werde. 1915 jedenfalls sah er dafür noch keine Chance.

Büchers Studienplan enthielt drei Richtungen: politische Journalistik, Handelsjournalistik und Feuilletonistik, für die je spezifische Lehrinhalte belegt werden sollten. Er hielt als Abschluß nach den damaligen Usancen die philosophische Doktorprüfung für sinnvoll, wobei zu berücksichtigen ist, daß auch die Naturwissenschaften noch zum Fächerkanon dieser Fakultät gehörten. Naturwissenschaftliche Fächer hat Bücher in seinem Studienplan jedoch nicht ausgewiesen.

Seine Beobachtungen als akademischer Lehrer ließen ihm ein solches Lehrrangebot vor allem für jene Studenten als sinnvoll erscheinen, die von vornherein eine berufliche Tätigkeit im Journalismus anstrebten. Dies war auch das Motiv der Herfurth-Stiftung. Nach einer Düsseldorfer Re-

"In Deutschland pflegen viele Blätter den Standpunkt zu vertreten, daß das Publikum mit dem zufrieden zu sein hat, was 'die Zeitung' bringt."

KARL BÜCHER

solution des Reichsverbandes der deutschen Presse von 1913 glaubte Bücher hoffen zu dürfen, "daß bei einer solchen Übereinstimmung der nächstbeteiligten Kreise das, was jetzt geschaffen werden soll, nicht der Vergänglichkeit anheim fallen, sondern dauernd Nutzen und Segen stiften" werde. Diese Erwartung Büchers ist wegen der politischen Umstände zwischen 1933 und 1989 in Leipzig nicht erfüllt worden. Ihm selbst blieben die Erfahrungen dieser Zeit erspart. Er starb am 12. November 1930 in Leipzig.

Kurt Koszyk

ARBEITSGRUPPEN

Kommunikation und Politik

Die Arbeitsgruppe "Kommunikation und Politik" in der DGPK traf anläßlich des wissenschaftlichen Kongresses der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW) am 9. Oktober in Hannover zusammen. Heribert Schatz, Vorsitzender der DVPW-Arbeitsgruppe "Politik und Kommunikation", hatte zu einer gemeinsamen Veranstaltung eingeladen. Unter dem Rahmenthema "Programmqualität im Rundfunk" wurden theoretische Überlegungen vorgetragen und die Ergebnisse empirischer Studien diskutiert. Es nahmen auch Vertreter aus der Praxis teil.

In Hannover wurde vereinbart, daß sich die beiden Arbeitsgruppen jährlich im Spätsommer bzw. im Herbst zu einem Treffen zusammenfinden. Die DGPK-Jahrestagung soll genutzt werden, um konzeptionelle und organisatorische Fragen zu besprechen. Es wird von Fall zu Fall zu klären sein, ob die Arbeitsgruppe mit eigenen Beiträgen zum jeweiligen Rahmenthema der Jahrestagungen etwas beitragen kann und will. Anregungen sind jederzeit willkommen.

Sprecher: Otfried Jarren, Institut für Journalistik der Universität Hamburg, Allende-Platz 1, 2000 Hamburg 13, Telefon (040) 4123-5448, -6187

INSTITUTE

Berufsziel Medienmanager

Siegener Studiengang für Planung, Entwicklung, Beratung

Anders als in den USA, wo schon Anfang des 20. Jahrhunderts Universitätsinstitute für Journalistik entstanden, konnte sich Karl Büchers Idee der Professionalisierung des Journalismus durch ein wissenschaftliches Studium in Europa erst nach dem Zweiten Weltkrieg durchsetzen. Hatte man doch kurz zuvor auf dem Alten Kontinent erleben müssen, was Bücher schon während des Ersten Weltkriegs Kummer gemacht hatte: wie leicht Journalisten sich politisch gleichschalten und für propagandistische Zwecke mißbrauchen lassen. In der Bundesrepublik Deutschland wurde die akademische Vermittlung berufsspezifischer Kenntnisse, Fähigkeiten und Verhaltensstandards erst seit den siebziger Jahren nach und nach institutionalisiert.

Bemühungen um die Professionalisierung des Journalismus müssen freilich vergeblich bleiben, wenn das Management der Medienunternehmen, nach dessen Richtlinien Journalisten handeln, zu wenig von den Funktionen und Aufgaben der Publizistik in einer hochkomplexen Gesellschaft versteht. Wie schwach hier die Barrieren gegen außerprofessionelle Einflüsse sind, zeigt sich zum Beispiel an der Eile, mit der die Programmplaner des öffentlich-rechtlichen Rundfunks über der Konkurrenz mit den Privatsendern in der "prime time" ihren gesetzlichen Programmauftrag aus den Augen verloren haben, in dem ja neben Unterhaltung auch von Bildung und Information die Rede ist. Auch historische Beispiele demonstrieren, daß das Verständnis des Medien-Managements für publizistische Belange gerade dann unerläßlich ist, wenn der Wind der Zeit dem Qualitätsjournalismus ins Gesicht bläst. Günther Gillessen hat das in seinem spannenden Buch "Auf verlorenem Posten" über die Geschichte der "Frankfurter Zeitung"

im Dritten Reich sehr anschaulich beschrieben. Neben und nach der Verwissenschaftlichung des Journalismus erscheint also die akademische Professionalisierung des Medien-Managements dringend geboten.

Es darf angenommen werden, daß auch diese fast medienethische Einsicht und nicht nur Standortpolitik eine Rolle gespielt hat, als man sich entschloß, an der Universität-Gesamthochschule Siegen den in Deutschland bisher einmaligen Diplomstudiengang für "Planung - Entwicklung - Beratung" (PEB) der Medien einzurichten. Diese Innovation gerade an der Siegener Reformuniversität zu wagen, lag insofern nahe, als hier noch eine Reihe weiterer medienwissenschaftlicher Einrichtungen bestehen: der Forschungsschwerpunkt "Massenmedien und Kommunikation" (MuK), der DFG-Sonderforschungsbereich "Geschichte der Bildschirmmedien" und das Forschungsinstitut LUMIS.

Viel Philologie

Alle diese Einrichtungen sind interdisziplinär konzipiert, wobei allerdings sowohl in inhaltlicher wie in personeller Hinsicht die philologischen Anteile überwiegen. Kein Wunder, denn MuK, DFG-Sonderforschungsbereich und auch der neue Studiengang PEB sind dem Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften zugeordnet. Gerade beim Management-Studiengang hätte wohl eine Zuordnung zum sozial- oder wirtschaftswissenschaftlichen Fachbereich nähergelegen, nicht zuletzt im Sinne tatsächlicher Interdisziplinarität der medienwissenschaftlichen Aktivitäten in Siegen. Außerdem ist die neue Ausbidung bewußt medienübergreifend angelegt, berück-

sichtigt also sowohl Presse als auch Radio, Fernsehen und Film. Die Mittel für den Modellstudiengang stammen zum Teil vom Land Nordrhein-Westfalen und zum Teil vom Bund, was der Leiterin Jutta Wermke und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einiges an Profil abverlangt. Der Studienbetrieb wurde im Wintersemester 1990/91 mit vierzig Studenten und - dem Trend zur "Feminisierung" der Kommunikationsberufe folgend - vor allem Studentinnen aufgenommen, die zum Teil gerade das Abitur abgeschlossen, zum Teil aber auch schon eine praktische Tätigkeit, beispielsweise bei einer Werbeagentur, hinter sich hatten.

Praxiskurse

Auch unter den Dozenten sind viele, die sich neben einer medienpraktischen Tätigkeit hier als Lehrbeauftragte engagieren, darunter der frühere WDR-Intendant Friedrich Wilhelm Freiherr von Sell und der Geschäftsführer des FAZ-Medieninstituts Dietrich Ratzke. Das wird der vielgelobten Attraktivität der Siegener Uni für die Studenten sicher nicht schaden.

Im Wintersemester 1991/92 werden u.a. Lehrveranstaltungen zu folgenden Themen angeboten: Ästhetik und Ökonomie - Öffentlich-rechtlicher Rundfunk nach 1945 - Wirtschaftsjournalismus - Europäisches Fernsehspiel - Frauen in Medienberufen - Medienorganisation - Social Marketing - Arbeiten im Ton- und Video-Studio - Typographie und Layout - Radiokunst - Design - Fernsehgeschichte der Literatur - Erzählformen im Fernsehen für Kinder - McLuhan und Postman - Massenmedien im Nationalsozialismus - Zensur und Selbstzensur - Rundfunkpolitik im dualen System - Schreibwerkstatt.

Weitere Informationen bei: Jutta Wermke oder Rainer Leschke, Universität-Gesamthochschule Siegen, Fachbereich 3, Adolf-Reichwein-Straße, 5900 Siegen 21, Telefon (0271) 740-2319 oder -2363.

Horst Pöttker

Geschichte aus der Datenbank

Fachinformationssystem an der Universität Gießen

Seit Jahren spiegelt sich in der Berichterstattung der Medien ein verstärktes Interesse der Öffentlichkeit an geschichtlichen Themen wider; Presse, Rundfunk und Fernsehen erreichen mit Beiträgen zur Geschichte ein großes Publikum. Die historische Fachwissenschaft selbst, die doch vor allem berufen wäre, zu solchen Fragestellungen Auskunft zu erteilen, spielt allerdings als Ansprechpartner der historisch interessierten Öffentlichkeit nur eine geringe Rolle. Zwischen Medien und Geschichtswissenschaft besteht eine kommunikative Kluft. Sie zeigt sich in einer unterschiedlichen Themenführung, in unterschiedlicher Begrifflichkeit und in unterschiedlichen Darstellungsformen.

Die Fragen der Medien an die Geschichte orientieren sich an Bedürfnissen, die aus der öffentlichen Kommunikation heraus erwachsen. Gewonnen wurden diese Fragen und Themeninteressen im Gießener Projekt durch die Analyse der großen Medienarchive, der einschlägigen Literatur und durch Befragungen. Die Geschichtswissenschaft selbst berücksichtigt diese Fragestellungen nur sehr vermittelt und verzögert; hinzu kommt, daß das Verständnis für kommunikative Probleme und die Strukturen öffentlicher Kommunikation in der Fachhistorie allgemein nur wenig entwickelt ist.

Vermittlungsinstanz

Das Fachinformationssystem Geschichte hat die Aufgabe, jene kommunikative Kluft zu überwinden und damit eine wirksamere Kommunikation zwischen den öffentlichen Medien, der Vermittlungsinstanz zur Öffentlichkeit und der historischen

Fachwissenschaft zu ermöglichen. Es beruht auf Entwicklungen und Forschungen, die im Rahmen der 1981 gegründeten Arbeitsgemeinschaft "Geschichtswissenschaft und Massenmedien" durchgeführt wurden.

Aufbauend auf diesen Arbeiten wurde in Zusammenarbeit mit Institutionen im Ausland wie z.B. dem Gannett Center for Media Studies in New York am Seminar für Didaktik der Geschichte und Fachjournalistik der Justus-Liebig-Universität in Gießen das Fachinformationssystem Geschichte entwickelt. Das Fachinformationssystem wird als elektronische Datenbank realisiert, die die Ergebnisse historischer Forschung mit Hilfe moderner Daten- und Informationstechnik zugänglich machen soll. Dabei ist primär an eine Nutzung durch die öffentlichen Medien, sekundär aber auch durch die Fachwissenschaft selbst gedacht.

Bedürfnisorientiert

Um eine Kommunikation zwischen Medien und historischer Wissenschaft zu ermöglichen, ist es nötig, das historische Wissen entsprechend den Bedürfnissen der öffentlichen Kommunikation zu strukturieren und dadurch für eine Nutzung durch die Medien wirkungsvoll zu erschließen. Diese Neustrukturierung erfolgt dabei hinsichtlich der Anordnung des Stoffes, der verwendeten Begrifflichkeit und der Darstellungsweise.

Das Fachinformationssystem wird als elektronische Datenbank realisiert, die insgesamt fünf Komponenten umfaßt:

1. Faktendokumentation: Sie stellt den Medien historisches Wissen in Form von Texten bereit, die nach den Kriterien journalistischer Texte verfaßt sind. Im Einklang mit den darge-

stellten Kriterien wird der Schwerpunkt dabei auf der neuesten und neuen Geschichte liegen. Die Themenschwerpunkte der öffentlichen Medien bestimmen die Schwerpunkte der gespeicherten Informationen zur Geschichte.

2. Expertendokumentation: Sie ermöglicht es Journalisten, mit den für ihre Fragestellung relevanten Historikern unmittelbar ins Gespräch zu kommen. Dazu werden in dieser Datenbank die zu einer Zusammenarbeit bereiten deutschen Historiker mit ihren jeweiligen Forschungsschwerpunkten erfaßt; zugleich werden diese Forschungsschwerpunkte den journalistischen Fragestellungen zugeordnet.

3. Dokumentation audiovisueller Medien: Dadurch wird es den öffentlichen Medien ermöglicht, leichten Zugang zu Bild-, Ton- und Filmdokumenten zu einem bestimmten Thema aus dem Bereich der Geschichte zu finden.

4. Literaturdokumentation: Sie unterscheidet sich von den bisherigen bibliographischen Datenbanken in zwei Punkten: Zum einen ist sie nicht unter dem Gesichtspunkt fachsystematischer Vollständigkeit konzipiert, sondern mit dem Zweck, die für medienrelevante Fragestellungen nutzbringende Literatur zu dokumentieren. Zum anderen soll sie durch ihre Systematik gestatten, zu einem bestimmten Medienthema gezielt auf die Fachliteratur zuzugreifen.

5. Quellenarchiv: Es soll ausgewählte Bild-, Ton- und Textquellen für den unmittelbaren Abruf bereithalten, um so die zeitraubende Suche an anderen Standorten überflüssig zu machen.

Das Fachinformationssystem Geschichte als Ganzes wird den öffentlichen Medien damit gleichermaßen die wissenschaftliche Fachkompetenz von Historikern, historisches Wissen, Literatur und Materialien zur Geschichte zugänglich machen. Dadurch wird den Medien eine historisch vertiefte Hintergrundinformation über die aktuelle Berichterstattung hinaus ermöglicht. Weiterhin kann der Kontakt zwischen Medien und Wissenschaft auf der Grundlage einer

kommunikativen Didaktik bzw. Fachjournalistik verbessert werden.

Die Abfrage des Fachinformationssystems ist zunächst "off line" konzipiert: Benutzer richten ihre Anfragen an das mit der Verwaltung des Systems betraute Fachinformationszentrum, sie haben keinen unmittelbaren Zugriff auf die elektronisch gespeicherten Daten. Die Datenbank bietet allerdings die Möglichkeit, die gespeicherten Daten in andere Datenformate zu konvertieren, so daß eine spätere Nutzung "on line", d.h. mit einem unmittelbaren Zugriff über Datenübertragungsnetze, durch die Benutzer möglich ist.

Horst Schichtel / Siegfried Quandt

Symposium in Mainz

Anläßlich des 75. Geburtstages von Elisabeth Noelle-Neumann findet am 22. Januar 1992 in Mainz ein Symposium statt unter dem Titel "Öffentliche Meinung - Theorie, Methoden, Befunde". Den Vorträgen von Referenten aus mehreren Ländern und verschiedenen Fachdisziplinen folgt am Abend eine Disputation zwischen Noelle-Neumann und Gesprächspartnern aus Wissenschaft und Publizistik.

AUSLAND

Rundfunkregulierung auf australisch

Auch wenn es am anderen Ende der Welt liegt - oder gerade deswegen: In Australien muß man gewesen sein. Das akademische Globetrotten - in David Lodges "Small World" mißdeutet als Streben nach dem "omega point" der Selbstreproduktion von internationalen Konferenzeinladungen und Forschungsaktivitäten - , dieses Globetrotten muß sich allerdings an vorzeigbaren Ergebnissen rechtfertigen. Was also kann Australien dem sagen, der in Sachen Rundfunkregulierung reist? In Australien - nicht in den USA oder in Großbritannien - kann er das älteste duale Rundfunksystem der Welt studieren, das schon seit Anfang der dreißiger Jahre Bestand hat.

In dem riesigen Land Australien mit nur 17 Millionen Einwohnern gibt es eine frappierend große Zahl öffentlicher und kommerzieller Hörfunk- und Fernsehveranstalter. Vier unterschiedliche Säulen der Rundfunkordnung sind zu unterscheiden: Neben dem weltweit immer üblicher werdenden Dualismus von öffentlichen und privat-kommerziellen Veranstaltern gibt es eine lebendige Hörfunkszene der Public Radios und den weltweit wohl einmaligen Special Broadcasting Service. Dieser bedient in der multikulturellen und multiras-sischen Gesellschaft die ethnischen und sprachlichen Minderheiten, aber er bietet auch ein anspruchsvolles Programm für alle, darunter eine abendliche einstündige Informationssendung, die in ihrer Informationsdichte und -qualität vorbildhaft für viele öffentliche Rundfunkveranstalter in Europa sein könnte.

Aus europäischer Sicht trostlos ist allerdings das Angebot der privaten Veranstalter. Hier werden die bekannten amerikanischen Erfolgsmuster kommerziellen Fernsehens nach-

geahmt und in der inhaltlichen Anspruchslosigkeit noch unterboten. Australien hat aufgrund seiner geographischen Lage zwar keinen fremden Rundfunk-Overspill und könnte sich insofern in Autarkie ein rein australisches Programmangebot leisten. Die Rundfunkökonomie aber lehrt, daß es so nicht sein kann. Das kleine Land leistet sich immerhin drei kommerzielle Fernseh-Networks und noch weitere regionale bzw. lokale Stationen, so daß viele um einen Anteil am Werbebudget des Fernsehens ringen und zugleich bemüht sind, die Kosten durch Programmimport gering zu halten.

Seit einigen Jahren allerdings hat Australien entdeckt, daß ihm eine eigene kulturelle Identität fehlt und daß der Rundfunk Abhilfe leisten könnte. "Australian content" heißt das Zauberwort, das auf Anforderungen verweist, Programme im Lande und mit heimischen "Machern" zu produzieren. Die Ergebnisse ähneln denen in anderen Ländern, wie etwa Kanada: Auf die Programmqualität wirken die Anforderungen sich kaum aus, wohl aber haben sie geholfen, eine eigene Fernsehproduktion aufzubauen. Anders als z.B. in Kanada sind die heimischen Fernsehspiele, Serien usw. beim australischen Publikum sehr populär, erfolgreicher als die der amerikanischen Konkurrenz. Da ihre Herstellung aber ungleich teurer ist, würden die Fernseh-Networks sie dennoch einstellen, wenn die Rundfunkaufsicht - der Australian Broadcasting Tribunal (ABT) - sie nur ließe.

Eine australische Kuriosität: Fast alle Werbespots müssen im Lande gedreht worden sein. Dies bedeutet, daß Werbespots internationaler Produkte in Australien neu hergestellt werden müssen. Häufig geschieht dies in gleicher Machart wie anders-

IMPRESSUM

Herausgeber: Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

Redaktion: Walter Hömberg

Erscheinungsweise: Zwei- bis dreimal jährlich. Redaktionsschluß für die nächste Ausgabe: 15. März 1992

Produktion: Ulrich Detsch

Druck: Brönnner&Daentler, Eichstätt

Redaktionsanschrift:

Lehrstuhl für Journalistik I
Katholische Universität Eichstätt
Ostenstraße 26

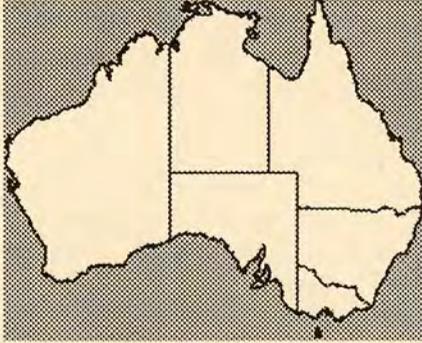
D-8078 Eichstätt

Telefon (08421) 20-564 / -562

Telefax (08421) 20-553

wo, aber mit australischen Schauspielern und vor heimischer Kulisse. Eine ABM-Maßnahme für die australischen Kreativen.

Der Staat mischt im Rundfunksystem ebenso stark mit wie in vielen europäischen Ländern. Die Regierung besitzt erhebliche Regulierungs-



kompetenzen und hat die Aufsichtsbehörde immer wieder an die Leine genommen, so durch die skrupellose Ernennung von eigenen Gefolgsleuten und vor allem durch die Einschränkung von Kompetenzen im Wege der Gesetzesnovellierung.

Die Medientycoons - dieser in Australien erfundene Begriff kennzeichnet multimedial erfolgreiche Großunternehmer wie Murdoch und Parker - unterhalten meist gute Kontakte zur Regierung und haben mehrfach bewiesen, wie ernst die Regierung ihre Interessen nimmt. Ein Beispiel sind die Murdoch-Amendments von 1981, durch die dem ABT Kompetenzen bei der Konzentrationsbekämpfung genommen wurden, als die Aufsichtsbehörde die Aufkaufwünsche der Murdoch-Gruppe zu hemmen drohte. Angesichts der dicht gewobenen Medienverflechtung gibt es auch keine wache politische Öffentlichkeit, die einen Sturm der Entrüstung entfachen könnte. Ein kommerzielles Mediensystem und eine marktwirtschaftliche Medienordnung sind auch hier - entgegen mancher Behauptung - keine Garantie für Staatsfreiheit.

Der ABT verlor in den achtziger Jahren die wichtigsten Kompetenzen bei der Konzentrationsbekämpfung, obwohl er sie ohnehin eher im Interesse der Konzentration als der Diversifizierung genutzt hatte. Ähnlich wie früher die amerikanische FCC

war und ist der ABT in Übereinstimmung mit der Regierung bemüht, die Leistungsfähigkeit der etablierten Networks zu erhalten, d.h. auch, sie vor neuer Konkurrenz zu schützen. Dies hat angesichts des kleinen Rundfunkmarkts eine gewisse Logik: Das Überleben von drei Fernseh-Networks bei nur 17 Millionen Einwohnern kommt fast einem Wunder gleich, und Wunder kommen bekanntlich nicht von allein. Schützt die Aufsichtsbehörde diesen Bestand, so sorgt die Politik aber sogleich dafür, daß die dem Markt zugeschriebenen Auslese- und Steuerungsmechanismen, auf deren Funktionen die Rundfunkord-

nung normativ aufbaut, gar nicht funktionieren können. Rundfunkregulierung bricht sich in Australien - wie auch anderswo - doch immer an ökonomischen Imperativen.

Der Regierung ist nicht nur an politisch sympathisierenden Medien gelegen, sondern auch an der Ertragskraft des Rundfunks. Die kommerziellen Veranstalter müssen für das Recht zur Nutzung der Übertragungsmöglichkeit - als eine Art öffentlichen Guts - kräftig zahlen: eine einmalige Errichtungsgebühr und laufend wiederkehrende Lizenzgebühren, deren Höhe ertragsabhängig ist. Es leuchtet ein, daß die Regierung - zumal jetzt, in einer massiven Wirtschaftskrise - sehr an ertragsstarken Rundfunkunternehmen interessiert ist. Staat und Großunternehmen können in der Folge an einem Strang ziehen. Der Schutz der Etablierten ist daher ein wichtiges Ziel, dessen Verfolgung auch bewirkt hat, daß in Australien der Satellitendirekttempfang nur ausnahmsweise erlaubt wird und daß die Einführung von Pay-TV immer wieder verzögert wurde.

Die australische Rundfunkaufsichtsbehörde ABT hat sich nur begrenzt korrigierend in den staatlich-industriellen Medienkomplex einmischen können. Immer dann, wenn sie Unabhängigkeit von der Regierung zeigte, hat sie einen Dämpfer erhalten und ist nicht nur kompetenzmäßig beschränkt, sondern auch inhaltlich de-

moralisiert worden. Unter der Drohung, abgeschafft zu werden, ist sie derzeit bemüht, dem von der Regierung allgemein gestützten Deregulierungstrend zu folgen. "Selbstregulierung mit einem Sicherheitsnetz" heißt das Zauberwort: Die staatliche Rundfunkaufsicht zieht sich zurück und überläßt den Erlaß und die Überwachung von Regeln der Rundfunkwirtschaft selbst. Zugleich aber benennt sie Eckwerte, die mindestens einzuhalten sind, und sie droht, bei deren Unterschreitung wieder regulierend eingreifen zu wollen. Die politisch-ökonomischen Rahmenbedingungen erlauben aber allem Anschein nach nicht, die Drohung bei Bedarf ernst zu machen. Viele Anzeichen deuten daher darauf hin, daß der ABT bei seinem Überlebensbemühen die Strategie einer symbolisch-rituellen Aufsichtspolitik wählt: Aufsichtsverantwortung wird eher rhetorisch reklamiert und symbolisch dargestellt als folgenreich praktiziert.

Zum Trost für die Daheimgebliebenen: Dies läßt sich auch in Europa beobachten.

Wolfgang Hoffmann-Riem

SCHLUSSWORT

Wissenschaftler sind zuallererst auch nur Menschen, denen das Eingestehen eines Irrtums in der Regel schwerer fällt als das Begehen desselben und die sich gegen die Entdeckung von Irrtümern auf jede ihnen geeignet erscheinende Weise zu schützen suchen.

Klaus Merten und Petra Teipen in ihrem Buch "Empirische Kommunikationsforschung"